
Die deutsche Stunde

Ich komme heute auf Ihren Brief, Ihren Aufruf zurück, den ich mit so viel Zustimmung des Gefühles gelesen habe, — und muß mich nun doch viel kürzer fassen, als ursprünglich meine Absicht war.

In dieser deutschen Stunde macht Ihnen, dem Schulmann, die „Deutsche Stunde“ Beschwern, — die der Mittelschule nämlich, die Stunde, während der man unsere Jugend planmäßig in deutscher Sprache unterweist. Sie finden, daß es schlecht steht um diese Stunde, daß man pedantisch, kümmerlich, unkünstlerisch zu Werke geht, und die Liebe zur Schule läßt Sie auf Besserung, Verbesserung sinnen, begeistert Sie zu hochherzigen Vorschlägen. Sie wollen, daß die „Schule der Sprache“ nicht länger den Philologen, oder doch nicht den Nichts-als-Philologen, überlassen bleibe; Sie wollen, daß sie sich Dichternaturen, sprachschöpferische Naturen gewinne. Denn nicht die wissenschaftliche Erkenntnis und Ordnung der Sprachwerte sei Quelle der Sprache, sondern das Wort lebe durch die Dichter; man müsse der Kunst ihre selbständige Wirkung im Leben lassen, und wenn schon nicht die Dichter selbst es sein könnten, die unsere Jugend Deutsch lehren, so sei mindestens zu fordern, „daß

in Zukunft Dichter statt Philologen darüber entscheiden, wer als staatlicher Lehrer des Deutschen zugelassen werden soll". — Lassen Sie mich nachdenken darüber.

"Meister der Sprache", sagen Sie mit Kummer, "haben unsere Schule bitter angeklagt. Nicht einzelne Fälle haben sie verurteilt, sondern den Geist." So ist es: den Geist. Und nicht "einzelne Fälle", nicht dies oder jenes Symptom; nicht etwa nur die "Deutsche Stunde". Die Meister der Sprache wissen wohl, daß Sprachmeisterschaft kein nobler Selbstzweck, noch je eine isolierte Erscheinung ist, sondern selbst nur ein Symptom, — das glänzende Merkmal einer besonderen Konstitution und Daseinsform. Was denn für einer? Einer Daseinsform, edler, zarter, zum Leiden fähiger, zum Leiden williger, dem Behagen und der Nützlichkeit fremder als die gemeine; einer irgendwie hochsinnigen, um nicht zu sagen "idealistischen" Daseinsform. So ist es, und so ist es auch mit der Schule. Auch die Art, in der die Schule die Sprache behandelt, lehrt, pflegt, ist nur ein Symptom, ein Merkmal für die Konstitution, den Geist des Ganzen.

Gestatten Sie mir der Bequemlichkeit halber ein Zitat. Lassen Sie mich ein paar Zeilen aus einem alten, alten, bald schon zwanzig Jahre alten Buch anführen, einem Roman, der gegen sein Ende in eine, wenn auch recht indirekte und ironische Kritik des neudeutschen Gymnasiums verfällt. Die direkteste Stelle lautet: "Dieser Direktor Wulicke war ein furchtbarer Mann. Er war der Nachfolger des jovialen und menschenfreundlichen alten Herrn . . ., der bald nach dem Jahre 71 gestorben war. Damals war Dr. Wulicke, bislang Professor an einem preussischen Gymnasium, berufen worden, und mit ihm war ein anderer, ein neuer

Geist in die alte Schule eingezogen. Wo ehemals die klassische Bildung als ein heiterer Selbstzweck gegolten hatte, den man mit Ruhe, Muße und fröhlichem Idealismus verfolgte, da waren nun die Begriffe Autorität, Pflicht, Macht, Dienst, Karriere zu höchster Würde gelangt, und der „kategorische Imperativ unseres Philosophen Kant“ war das Banner, das Direktor Wulicke in jeder Festsrede bedrohlich entfaltete. Die Schule war ein Staat im Staate geworden, in dem preussische Dienststrammheit so gewaltig herrschte, daß nicht allein die Lehrer, sondern auch die Schüler sich als Beamte empfanden, die um nichts als ihr Avancement und darum besorgt waren, bei den Machthabern gut angeschrieben zu stehen . . . Bald nach dem Einzug des neuen Direktors war auch unter den vortrefflichsten hygienischen und ästhetischen Gesichtspunkten mit dem Umbau und der Neueinrichtung der Anstalt begonnen und alles aufs glücklichste fertiggestellt worden. Allein es blieb die Frage, ob nicht früher, als weniger Komfort der Neuzeit und ein bißchen mehr Gutmütigkeit, Gemüt, Heiterkeit, Wohlwollen und Behagen in diesen Räumen geherrscht hatte, die Schule ein sympathischeres und segenvolleres Institut gewesen war . . .“

Besten Herr, wir verstehen uns. Wenn die „Deutsche Stunde“ im argen liegt, so ist das nichts als ein Symptom, ein sehr kennzeichnendes, wie ich zugebe. Wenn es armselig und widerkünstlerisch darin zugeht, so liegt das nicht sowohl daran, daß sie von Philologen, als daß sie von Beamten, mittleren Beamten, erteilt wird — wie alle anderen des Stundenplans. „Ein ahnungsloser Hohn auf die Sprache,“ rufen Sie, „gilt als Lehrplan der Sprache!“ Sie wollen sagen: „Der Lehrplan des Deutschen ist im Beamtendeutsch abgefaßt.“ Da haben Sie es.

Ein Lehrer muß freilich ein Lehrer, ein Sachmann von geschulter pädagogischer Begabung sein; es genügt nicht, daß er ein Dichter sei oder ein Freund der Dichter. So muß es bleiben. Was sich aber ändern sollte, wenn es nach mir ginge, das wäre die bürgerliche Stellung, das soziale Ansehen der Lehrer: es sollte sich mit dem Namen des Lehrers ein viel glänzenderer, gesellschaftlich höherer und noblerer Begriff verbinden als bisher. Dann würde gleichzeitig vieles andere sich ändern. Als eines Tages ein Münchner Hochschul-Geheimrat erklärte, die Mittelschullehrer müßten einhalbmal so viel zu tun haben und dreimal so hoch bezahlt werden wie bisher, da nahm man ihm das in Lehrerkreisen wohl gar noch übel — während man ihm Hurra und Hoch hätte schreien sollen. Als ob nicht alle Schulreform genau hier zu beginnen hätte! Als ob es nicht um die Schule selbst, um ihren Geist, ihre Grundstimmung ganz anders bestellt wäre, wenn die Lehrer sozial bevorzugte, saturierte, überlegene, wohlwollende, mit Muße und den Mitteln zur Kultivierung dieser Muße reichlich ausgestattete Herren wären, — statt zu sein, was sie heut manchmal sind, nämlich mesquine Machthaber von rankünöser Schrulligkeit! Auch in der „deutschen Stunde“, dessen bin ich sicher, würde es dann hochsinniger, heiterer, lebensvoll-künstlerischer zugehen als jetzt; denn nochmals, diese ist nur ein Symptom.

Ich darf nicht schließen, ohne das Folgende anzufügen. Daß die Mittelschule und ich einander zur Last fielen, wobei ich die Eindrücke empfang, die aus der oben zitierten Romanstelle sprechen, das ist nun schon recht lange her. Heute empfangen ich neue Eindrücke, wenn auch mittelbar, dadurch, daß ich Kinder habe, die zur Schule gehen, und ich kann nicht zweifeln, daß dies Institut seit „damals“

an Humanität — um in ein Wort zusammenzufassen, was zu analysieren ich hier nicht unternehmen darf — sehr wesentlich gewonnen hat. Ein ganz armes, ganz unscheinbares Beispiel! Sie verkünden in Ihrer Utopie: „Bloße Schreibarbeit wie das Anstreichen von Fehlern gegen die Rechtschreibung wird unwichtig . . .“ Nun, meine zwölfjährige Tochter versichert mir, daß orthographische Fehler auf die Bewertung ihrer deutschen Aufsätze keinerlei Einfluß haben; orthographische Sicherheit oder Unsicherheit bestimme zwar mit die Gesamtnote im Deutschen, für die Beurteilung des Aufsatzes aber sei nur der Stil entscheidend. So ist es auf der Töchterchule; auf dem Knabengymnasium noch nicht. Aber ist es nicht ein bemerkenswerter kleiner Zug — ein Zug von literarischer Hochherzigkeit, möchte ich sagen?

Und da ich schon so viel von „Symptomen“ sprach — Sie selbst, Herr Lehrer, mit Ihrem Ausruf sind ja ein Symptom! Glauben Sie denn, daß vor zwanzig Jahren in Deutschland ein Schulmann zugunsten künstlerischen Sprachunterrichts hätte manifestieren können, ohne für schwer erholungsbedürftig erklärt zu werden?

Sie haben mich auf ein „weites Feld“ gelockt. Ich fühle völlig die Unzulänglichkeit der vorstehenden Fragmente. Betrachten Sie sie einfach als Zeichen meiner herzlichsten Anteilnahme an Ihrem Sehnen und Trachten, das so bezeichnend ist für die Aufgewühltheit der Zeit und die Zukunftsfülle des deutschen Geistes.